



Erna

von Erika Mitterer

„Sie kennen mich doch!“ sagte Frau Doktor von Mühlbauer mit einer Ungeduld in der Stimme, die Unsicherheit nur schlecht verbarg, zu dem zögernden Aufseher. „Ich komme im Auftrag meines Mannes!“

Untergebene zu belügen ist das Erniedrigendste von der Welt. Schon als junges Mädchen hatte sie das gefühlt, wenn es wegen kleiner Liebesheimlichkeiten einmal nötig gewesen war.

„Bitte lassen Sie mich allein!“

Der Wärter lüftete die Kappe und verspernte das Schloss von außen. Im Verlauf der nächsten Stunde, die eine der längsten ihres Lebens war, sah Erna sein Auge, eingebettet in ein kahles gelbliches Stück Wange und von einer glatten, wie geölten hellbraunen Braue überwachsen, etwa zwanzig Mal an dem Guckloch auftauchen, das in der Tür ausgespart war, die die Zelle des Häftlings vom Gang trennte.

Von der Gegenwart des Aufsehers befreit, wurde Erna sogleich leichter zu Mute. Sie stand vor der Lösung eines Rätsels – nun, da sie die Wahrheit zu wissen beschlossen hatte, fürchtete sie sich auch nicht mehr. Sie gehörte zu den Menschen, denen nur unbekannte Gefahren Schrecken einflößen. Vor diesem Mann, der sich bei ihrem Eintritt höflich erhoben hatte und sie nun in interesseloser Erwartung ansah, empfand sie nicht die geringste Furcht. So hätte ich ihn mir nicht gedacht! ging es ihr durch den Kopf. Sie setzte sich auf den einzigen Stuhl und wies ihn mit durchaus gesellschaftlicher Gebärde an, sich wieder auf den Betrand zu setzen, von dem er sich bei ihrem Eintritt erhoben hatte.

EINZELHAFT

*Steinerne Wände auf allen vier Seiten.
Wasser wie Zeit sickert glitschig hervor.
Oben die Luke in dämmernde Weiten –
unablässig starr ichempor.*

*Gibt es die Welt noch? Ich kann's nicht ermessen ...
Bäume und Berge, Meer oder Land
jenseits der Mauern? Ich hab es vergessen.
Plötzlich erscheint eine menschliche Hand!*

*Gibt sie mir Zeichen? Bringt sie mir Nahrung?
Wirft mir ein Seil zu und wird mich befreien?
Oder ist dies meine letzte Erfahrung:
dass ich die Hand seh ... und bleibe allein?*

Erika Mitterer

„Ich bin die Mutter des kleinen Mädchens“, sagte sie und gab ihrer Stimme den klaren, sachlichen und bestimmten Ton, den sie zu hören wünschte. Ihr gerader Blick beobachtete den Eindruck, den diese Worte auf den Verbrecher machen würden. Sie wurde nervös, als von diesem Eindruck nichts zu bemerken war.

Die Zelle entsprach in Größe, Beleuchtung und Einrichtungsgegenständen durchaus den sanitären Anforderungen des zwanzigsten Jahrhunderts. Wäre sogar ein ganz nettes Junggesellenzimmer gewesen (besser, als viele es sich leisten können!), wenn nicht die Eisenstangen vor dem Fenster und das in der einen Ecke angebrachte Closett seine besondere Bestimmung verraten hätten.

Der hier in Untersuchungshaft befindliche Mann saß auf dem hohen Rand der Pritsche, die Hände auf die parallel gestellten Knie gestützt. Seine Stirn war gesenkt – in dieser Verkürzung sah sein noch junges Gesicht mit den blonden Bartstoppeln nur müde und unendlich gleichgültig aus. Jetzt schaute er Erna einen Augenblick an und sagte gleichmütig: „Ich weiß, gnädige Frau!“

„Sie kennen mich?“ Erna war erstaunt. „Sie haben mich doch gar nicht gesehen!“

„Sie irren sich, ich bin an Ihnen vorbeigegangen, als Sie der Kleinen aus dem Buch vorlasen!“

Mein Gott, dann ist es also einfach ein Geisteskranker, denkt Erna. Ihre ganze wohlvorbereitete Methode wird unbrauchbar. – Sie flüsterte hilflos:

„Warum haben Sie das nur getan?“

Dabei begann sie wieder Angst zu haben. Krankheiten sind unbekannte Größen ...

Der Gefangene legte den Kopf nach hinten und lächelte. „Der liebe Gott hat es so wollen. Es ist alles wie durch ein Wunder so gekommen.“ Sein Gebiss stand unregelmäßig wie das eines Nagetiers. Wenn er lächelte, sah man sein blassrosa Zahnfleisch am Oberkiefer und den zuckenden Adamsapfel im zu weiten Halsausschnitt des Sträflingskittels.

„Spaßen Sie nicht!“ Erna war nahe daran, die Fassung zu verlieren. Sie sprang auf und machte ein paar Mal die wenigen Schritte, die der enge Raum gestattete. Sie blieb vor ihm stehen.



„Ich komme ja nicht, um Ihnen zu schaden! Ich komme, um Ihnen zu helfen. Ich möchte ja nur verstehen, wie es möglich ist – was hatte Ihnen das kleine Kind getan?“

Der Mensch schwieg. Erna besann sich ihrer Methode. Sie fuhr fort: „War es – weil es so gut gekleidet war und überhaupt wie ein Kind von reichen Leuten, während es Ihnen sehr schlecht ging?“

„Sie sind keine gute Mutter“, sagte der Mensch statt aller Antwort. Zu ihrem Ärger wurde Erna bis in die Haarwurzeln rot.

„Nein, nein! Dass Sie hierher kommen, mit mir reden – Sie sind ein ganz schlechtes Frauenzimmer. Oder wollen Sie mich vielleicht doch umbringen? Haben Sie einen Revolver in Ihrem Handtäschchen? Aber wozu wollen Sie da zuerst irgendetwas verstehen? Das ist ein großer Fehler, ein großer Fehler!“

Erna saß wieder, ihre Wangen brannten. Sie war angeregt wie vor Jahren bei den philosophischen Debatten im Seminar.

„Ich will Sie durchaus nicht umbringen“, sagte sie, „man kann nicht ein Unrecht durch ein anderes gutmachen! Ich glaube aber, dass es zuviel Ungerechtigkeit gibt auf der Welt, und ich möchte von jetzt an mein Möglichstes dagegen tun. Für Sie kann ich vielleicht nichts tun, aber für die, die noch nicht so weit sind!“

„Eine schlechte Mutter!“ wiederholte der Mensch leise.

Erna sah vor sich hin. „Ich bin sozusagen dankbar“, erklärte sie leise; „denn das Marieli lebt ...“

Es war schon, als ob sie sich zu verteidigen habe. „Soso, es lebt!“ sagte der Mensch und schlug sich erstaunt aufs Knie. „Das soll der Teufel holen!“

Ein drückendes Schweigen folgte. Der Wärter schien mit seinem spähenden Auge eine schwüle Atmosphäre zu ahnen, er kam herein und drehte das Licht an. Dann ging er wieder, achselzuckend.

„Haben Sie Familie?“ fragte Erna.

Erst schien's, als habe der Häftling nichts gehört. Plötzlich aber, so plötzlich, dass Erna erschrak, erhob er sich. Als sei ein schmerzendes Geschwür aufgegangen, um so viel leichter ließ sich's nun atmen. – Er drehte sich um und zog eine abgeschabte Brieftasche unter seinem Strohsack hervor. Mit vorsichtigen plumpen Händen

gingerte er daran herum. Ein kleines Bild kam zum Vorschein. Er hielt es sich dicht unter die Augen. Dann gab er es Erna, wie man etwas sehr Zerbrechliches zeigt.

„Ihre Frau?“ fragte sie. Und als er nickte: „War sie schon einmal hier bei Ihnen?“

„Kann nicht. Lebt nimmer.“

„So jung ist sie gestorben!“ sagte Erna voll Mitgefühl. Sie vergaß ganz, wozu sie hier war. Sie nahm ihren Hut ab, um ein freieres Gefühl zu haben und mehr sie selbst zu sein, weniger Dame und Frau ihres Mannes.

„War sie lange krank, Herr Berger?“

Der Häftling nickte. „Zehn Monate. Ganz gut ist es schon einmal gewesen. Dann hat sie einen Rückfall bekommen. Dann bin ich wieder zu einem anderen Arzt gegangen, immer wieder zu einem anderen. ‚Inoperabel‘, hat es geheißen. Ich hab es nicht geglaubt. Man darf sich nämlich nie auf die Auskünfte verlassen, die man beim ersten Mal bekommt. Die wahren Auskünfte bekommt man immer erst beim zehnten Mal. Aber das bezahlt einem keine Krankenkasse. Wenn man sich das Geld selber in die Sparkasse legen könnte ...“

„Aber dann hat man sie doch operiert?“

„Ja, nach sieben Monaten, gnädige Frau. Wir haben kaum mehr Kraft gehabt zum Wünschen, dass es gut wird, gnädige Frau. – ‚Einmal möchte ich halt noch auf dem Bankerl sitzen bei den Sonnenblumen‘, hat sie gesagt am Tag vor der Operation. Wie mir das durch und durch gegangen ist, gnädige Frau! Weil ich nämlich das Häusel inzwischen längst hab verkaufen müssen. Wir haben ein Häusel in Weidling gehabt, noch von ihren Eltern her, und dort hat sie immer recht viele Blumen gezogen, Gemüse auch, Paradeiser und Spinat, aber vor allem Sonnenblumen. Sogar aus der Stadt sind die Gärtner gekommen, um sich das anzuschauen – ich verstehe nichts davon, müssen Sie wissen, aber sie hat wirklich eine ganz besondere Hand gehabt zur Blumenzucht. Schon wie ich sie kennen gelernt hab, da war sie ein Dirndl mit fünfzehn Jahren. Und ich hab auch nie wollen, dass sie etwas anderes macht, wie was im Haus notwendig ist. Wenn ein Mann gesund ist, habe ich gesagt, und einen Posten hat, so soll er die Frau nicht außer Haus gehen lassen, das ist weder für die Frau, noch für den Mann gut.“

Früher, da hätte ich mir gedacht, eher schieße ich mir eine Kugel durch den Kopf, als dass ich das Häusel verkauft hätte. Aber was ist mir übriggeblieben, gnädige



Frau? Zuerst hab ich Geld aufgenommen, aber schließlich – sieben Monate sind eine lange Zeit, gnädige Frau, und alles, was man an ihr herumprobiert hat, hab ich zahlen müssen, und viele Ärzte hab ich zu ihr gebracht...

Wenn ich ins Spital gekommen bin, haben sie alle zum Tuscheln angefangen, die Weiber, und die Schwestern haben mich behandelt wie einen armen Narren, und die Liesel haben sie sekkiert, so dass sie ein paar Mal zu mir gesagt hat: ‚Lass das, ich bitte dich, Franz, es hilft ja doch alles nichts! Sie lachen uns alle aus.‘ – Das hat mich aber nicht geschert, ob sie mich auslachen. Und endlich haben wir ein Konzilium gebildet oder wie man sagt, da war ein Herr aus Berlin dabei, der hat etwas ganz Neues gewusst, und zu mir gesagt: ‚Auf meine Verantwortung.‘ Aber gesund könnte sie ohne das nimmer werden. ‚Herr Doktor,‘ habe ich gesagt, ‚wenn es ohne keine Hoffnung gibt, und mit gibt es Hoffnung, dann sage ich: mit.‘ Aber ihr soll man nichts sagen, weil sie so schwach ist, und man hat Angst gehabt wegen dem Herzen. Sie hat ja schon seit drei Wochen nur mehr Milch zu sich genommen gehabt. Grade damals hat mir ein Freund einen Käufer gebracht für das Häusel. Einen Barbezahler. Da hab ich nicht lange überlegen können. Ich habe zweihundert Schilling gehabt bei der Post – da hätte ich die Operation in zehn Jahren noch nicht abzahlen können. Sie werden lachen, gnädige Frau, und es gar nicht glauben, wenn ich Ihnen sage: Wie ich da neben ihrem Bett gesessen bin und gewusst habe, in einer Stunde legen sie sie dort drüben auf den Tisch – und ihre Hände angeschaut habe, die ganz spitz und weiß geworden waren – und wie sie da das gesagt hat, dass sie vom Leben nichts mehr möchte, als noch einmal auf der Bank bei den Blumen sitzen – und ich das Gefühl gehabt hab: Es gehört nicht mehr uns! – ich habe gar nicht den Mut gehabt zu wünschen, dass sie noch aus dem Operationssaal herauskommt, gnädige Frau.“

Berger sprach die ganze Zeit mit sehr verständlicher eindringlicher Stimme und sah dabei starr auf das Bild, das Erna ihm zurückgegeben hatte. Sie unterbrach ihn nicht. Sie begriff gar keinen Zusammenhang zwischen dem, was er erzählte, und dem, was zu erfahren sie gekommen war, und trotzdem schwieg jede andere Neugier in ihr, es war, als könne sofort der Schleier zerrissen und alles ganz klar und verständlich werden. Sie bemühte sich nur, für ihn möglichst gar nicht da zu sein, um ihn nicht zu unterbrechen. Als er jetzt schwieg, half sie ihm behutsam weiter:

„Sie blieben dort während der Operation?“

„Dann haben sie sie herausgebracht. Dann hat man drei

Tage gar nichts erfahren können, und sie hat auch gar nichts gesprochen, nur an den Augen habe ich gesehen, dass sie mich kennt.

Und am siebenten Tag sind die Herren wieder alle zusammengekommen und haben mich ins Direktionszimmer gerufen – ich war im Krieg, gnädige Frau, und habe allerhand mitgemacht. Aber so wie diese paar Schritte über den Gang – da war ein Feuer draußen etwas Unterhaltendes dagegen, wissen Sie! Und dann hat mir der deutsche Professor gesagt: ‚Wir gratulieren Ihnen, Herr Berger, wir haben es kaum zu hoffen gewagt, Ihre Frau wird gesund werden!‘

Ich weiß nicht, ob ein Mensch sich ausdenken kann, wie so etwas ist. Ich meine immer, wenn im Leben etwas Gutes kommt, dann kündigt der liebe Gott es soviel an und preist es an wie Stoffe in einem Sommerausverkauf, und zum Schluss kommt man sich blamiert vor und hat einen Schmarrn in der Hand! Aber das damals war, als wenn man das große Los in der Lotterie gewinnt und hat gar nicht gewusst, dass man ein Los hat.

Dann ist es von Tag zu Tag besser geworden. Einmal hat's mich nicht mehr gehalten, und ich hab ihr's gesagt von dem Häusel. Das können Sie sich überhaupt nicht vorstellen, gnädige Frau, was sie da für ein Engel gewesen ist! ‚Mein Gott, Franz,‘ hat sie gesagt, ‚wie kannst du dich nur so darüber kränken! Das ist ja alles nicht so arg. Irgendwo werden wir schon ein nettes Zimmer finden ...‘

Dann hat es geheißen, sie darf in vierzehn Tagen heim, aber noch keine Arbeit machen, gar keine. Meine Schwester hat mir geholfen, ein Zimmer einzurichten, denn ein paar Möbel hab ich natürlich vom Verkauf zurückbehalten. – Sie wäre dann auch jeden Tag zum Kochen und Geschirrabwaschen zu uns gekommen und hätte die ganze Kost gehabt dafür.“

Berger schwieg, hatte den Kopf in die Hände vergraben. Erna saß in peinigendem Bann.

„Und dann kam ein Rückfall?“

„Nein, gnädige Frau, keine Rede, ganz gesund ist sie geworden, ganz gesund! Mein Schwager hat ein Motorrad mit Beiwagen, es federt ausgezeichnet, er hat mich schon manchmal am Sonntag ausgeführt, und meine Schwester ist immer mit ihm gefahren. – ‚Was willst du dir so ein Taxi kaufen,‘ sagt er mir am Abend, bevor ich die Liesel heimholen soll, ‚erwischt gewiss so einen Rumpelkasten, der ihr den Magen recht zusammenbeutelst – davon wird sogar unsereinem schlecht!‘ Gut, also wir verabreden, ich



helfe der Frau beim Anziehen, er nimmt sie in seinen Beiwagen, ich fahre mit der Tramway nach, und die Anna, meine Schwester, nimmt sie einstweilen in Empfang, spätestens eine Viertelstunde später bin ich dann auch da.

Ich bin aber nach Hause gekommen – jetzt haben wir am Wiedner Gürtel gewohnt, gnädige Frau, als Untermieter im ersten Stock –, und die zwei sind noch nicht da gewesen. Ich sag Ihnen, gnädige Frau, ich habe mich gleich an der Schnalle anhalten müssen, wie die Anna gesagt hat: ‚Ja, wo sind denn die anderen?‘ – Sie hat dann gemeint, der Karl wird halt sehr vorsichtig fahren, und ich habe gesagt, ja, ja, so wird es sein. Die Annerl hat einen Guglhupf gebacken gehabt und recht schön aufgedeckt für vier Leute mit den neuen Heferln, die ich der Liesel zum Präsent machen wollte, weil die alten schon so ausgeschlagen waren. Wir haben uns zum Tisch gesetzt und gewartet. Die Annerl hat den Kaffee derweil zugedeckt. Sie hat dann gemeint, es wird halt ein Reifen geplatzt sein, aber dabei haben ihr die Hände so gezittert, dass sie eine Schale zerschlagen hat. Da hat sie angefangen zu flennen, und ich bin auf und davon.

Beim Hausmeister sind aber schon viele Leute gewesen, auch einer von der Polizei, und ich habe alles erfahren.“

Berger stand auf und streckte die Arme aus, nach beiden Seiten. Er seufzte tief, setzte sich dann wieder nieder.

„Jaja“, sagte er. „So ist alles gewesen, gnädige Frau!“

Bebend flüsterte Erna: „Was war geschehen?“

Berger holte wieder, noch langsamer als das erste Mal, die Briefftasche hervor, zog ein klein zusammengelegtes Zeitungsblatt hervor, entfaltete es sorgsam und gab es der Frau. „Hier!“ deutete sein breiter rissiger Zeigefinger.

„Verkehrsunfälle am gestrigen Sonntag.“

Das Motorrad des Damenschneiders Karl Swoboda wurde an der Kreuzung von Wiedner Hauptstraße und Wiedner Gürtel von dem ohne Signal vorfahrenden Auto des Zahnarztes Dr. Sigmund Blech erfasst und einige Meter mitgeschleift. Die im Beiwagen sitzende Postoffizialsgattin Elisabeth Berger wurde herausgeschleudert und fiel mit der Stirn so unglücklich auf den Rand des Gehsteiges, dass der Arzt der Rettungsgesellschaft nur noch den sofort eingetretenen Tod feststellen konnte. Wie durch ein Wunder blieben alle übrigen Personen unverletzt. Dr. Blech, der seinen Wagen selbst lenkte, wird sich vor Gericht zu verantworten haben.“

Berger sah nicht, dass Erna ihm die Zeitung wieder hinhielt. Er lächelte wirr vor sich hin.

„Wie durch ein Wunder“, sagte er, „nicht wahr, gnädige Frau?“

Erna raffte sich zu einer Gegenfrage auf. „Was haben Sie dann gemacht, Herr Berger?“

„Ja, nachher bin ich eben eine Zeitlang unterwegs gewesen. Im Prater kann man ganz gut ein paar Tage bleiben. Ich habe nur immer nachgedacht, dass das alles wie durch ein Wunder hat so kommen müssen. Da bin ich an der Bank vorbeigekommen, wo Sie mit dem Mäderl gegessen sind, nahe von der Hauptallee ... Das Mäderl ist mir nachgelaufen, es hat da irgendwo Blumen pflücken wollen. Da hab ich es halt genommen und bin ganz schnell ganz weit ins Gebüsch hinein damit, habe ihm die Füße mit dem Strick zugebunden, den ich für mich selber mitgehabt hatte, den Mund habe ich ihr natürlich fest zugehalten. Und ich habe doch so gern sehen wollen, was Sie dann für ein Gesicht machen werden, wenn Sie es im Wasser finden, gnädige Frau ...“

Der Wärter zog Frau von Mühlbauer mit Gewalt aus der Zelle. „Der Herr Gemahl hat telefoniert, wird sofort selbst hier sein!“ Schon kamen die bekannten Schritte über den Flur, Dr. von Mühlbauer bog eilends um die Ecke, bot seiner erschöpften Frau mit halb besorgtem, halb ärgerlichem Blick den Arm: „Also Erna, ich muss dir wirklich sagen ...“

Sie schwiegen, als sie im Auto saßen. Sie schwieg während des Essens, schwieg desto tiefer, je mehr er fragte, Vorwürfe machte, zärtlich war. Als sie gemeinsam ins Schlafzimmer gingen, in dem auch die kleine Marie schlief, beugte sie sich über das Bett und ergriff dabei mit plötzlicher Heftigkeit seine Hand. „Walter, der Mensch muss freigesprochen werden!“ sagte sie glühend. Er strich ihr beruhigend übers Haar. „Du musst ihn frei bekommen, Walter, du musst!“

Später sagte er nachdenklich: „Ja, Erna, glaubst du eigentlich wirklich, dass dieser Mensch noch etwas vom Leben haben kann, dass es für ihn von irgendeiner Bedeutung ist, ob sie ihn freisprechen oder verurteilen?“

„Doch, Walter. Er hat jetzt doch das Gleichgewicht für sich wieder hergestellt ...“

„Das verstehe ich nicht!“

„Ich auch nicht. Aber ich fühle es!“

Erna weinte sich in den Schlaf. Sie meinte, nun nie mehr froh werden zu können. Am nächsten Morgen weckte sie hellvergnügtes Kindergeschrei des Marieli. Und wenn Kinder lachen, schmilzt der Ernst der Großen hin wie Schnee vor der Sonne, wenngleich er sich vorher wie ein Leichentuch über alles Leben breitete. Kinder beginnen das Leben jeden Tag von neuem ...